

Buchbesprechungen

Sabine Rieckhoff / Jörg Biel, *Die Kelten in Deutschland*. Mit Beiträgen von Björn-Uwe Abels u.a. (Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2001) ISBN 3-8062-1367-4. 542 S., etwa 400 s/w-Abb., 40 Farbtaf. Gebunden, 64,- €.

Das hier vorgestellte Buch hat einen Vorgänger: 1981 erschien „Die Kelten in Baden-Württemberg“ von K. Bittel, W. Kimmig und S. Schiek beim selben Verlag. Es diente lange Zeit als unverzichtbares Nachschlagewerk für alle, die sich über die keltische Kultur in Südwestdeutschland informieren wollten. Wie das vorliegende neue Buch war es gleichgewichtet gegliedert in einen allgemeinen thematischen und einen topographischen Teil mit den bedeutendsten Fundorten, an denen noch sichtbare Geländedenkmäler vorhanden sind. Ging es über die Grenzen des „Ländle“ hinaus, wurde die Orientierung zum Thema „Kelten“ wesentlich schwieriger, selbst wenn es sich um bedeutende Fundorte handelte. Es waren einzelne Führer, Monographien oder Aufsätze zu konsultieren. Um so höher ist das Wagnis von Verlag und Autoren zu veranschlagen, jetzt ein Handbuch vorgelegt zu haben, das eine schnelle Übersicht in deutschen Landen ermöglichen soll. Das Abkürzungsverzeichnis (S. 506) zeigt, daß davon sieben Bundesländer abgedeckt werden, in denen Zeugnisse keltischer Kultur in Gestalt archäologischer Fundstellen vorhanden sind.

Gleichzeitig beabsichtigen die Autoren, Bilanz zu ziehen und im ersten Teil des Buches eine Übersicht der Ergebnisse von 50 Jahren moderner Keltenforschung in Deutschland zu bieten. S. Rieckhoff, die diesen Abschnitt verfaßt hat, nimmt in ihrer Einleitung (S. 13-39) kritisch zu den unterschiedlichen ideologischen und esoterischen Besetzungen keltischer Identität Stellung. Seit der richtungweisenden Ausstellung zur Hallstattkultur im österreichischen Steyr im Jahr 1980 werden die Kelten auch in Zusammenhang mit dem „Europagedanken“ als Identitätsstifter beschworen. Doch eignen sie sich weder für derart „visionäre Übertreibungen“ noch für eine nationalistische Vereinnahmung etwa in Irland. Die Kelten besaßen weder einen Staat noch bildeten sie ein umfassendes Reich. Sie prägten vielmehr vielfältige „ethnische Identitäten“ aus, die einem steten Wandel unterworfen waren. Wie die Verfasserin darin jedoch eine Ähnlichkeit zum „Europa der Nationen“ sehen zu wollen (S. 16), trägt wenig zum Verständnis der durch keltische Besiedlung geprägten Vergangenheit weiter Gebiete Europas bei und stellt zudem einen Rückfall in die von ihr selbst kritisierte Anbiederung an moderne politische Begriffskonstrukte dar. Eher könnte schon die Anspielung auf „Instabilitäten“ in heutigen multikulturellen Städten und auf „ethnische Grabenkämpfe“ (S. 39) ein Vergleichsmoment zur Gegenwart bieten.

Festgestellt wird, daß zur Herkunft der Namen „Kelten“ und „Gallier“ bis heute keine befriedigende Erklärung beizubringen ist. Auch schriftliche Zeugnisse aus der Antike, die ja schon lange bekannt sind und immer wieder darauf gesichtet wurden, helfen hierbei nicht weiter. Früher vollzogene Identifizierungen, etwa die der von Herodot erwähnten „Stadt Pyrene“ mit der Heuneburg oder dem Hohenasperg, werden gegenwärtig nicht mehr so bestimmt vertreten. Archäologisch läßt sich das Verbreitungsgebiet der frühkeltischen Zivilisation in etwa mit dem der südwestdeutsch-schweizerisch-ostfranzösischen Urnenfelderkultur zur Deckung bringen (S. 26-28), so daß mit einem assimilatorischen Ursprung der Kelten zu rechnen ist und Einwanderungsmodelle kaum in Frage kommen. Auch wurden die bronzezeitlichen Kulturen damit nicht verdrängt, sondern sie vollzogen den Wandel zur früheisenzeitlichen Zivilisation aus ihren eigenen Strukturen heraus.

Die Verfasserin hebt S. 29 f. hervor, daß erst nach 1945 der bis dahin die Vorstellungen über die Kelten prägende Gegensatz zwischen der „klassischen“ Welt der Mittelmeerkulturen und der „barbarischen“ nördlich der Alpen weitgehend überwunden wurde. Dieses lang wirkende Erbe der Antike läßt sich an Tacitus zeigen, für den mit der Anpassung der einst Rom bedrohenden Kelten an die römischen Zivilisation nun die Germanen das „Gegenbild“ unverbildeter Wilder gegenüber den dekadenten Römern bereit hielten. Bereits im Altertum gezogene Grenzen zwischen „den Kelten“ und „den Germanen“ sind zwar inzwischen als Konstrukte erkannt, doch beschäftigen sie bisweilen

noch heute, wie im Fall der Treverer, die Diskussion in der Forschung. Ähnlich offen bleibt die Frage nach der keltischen Identität der Hallstattkultur, die ja durch die Ausstellung in Rosenheim im Jahr 1993 im Sinne eines „keltischen Jahrtausends“ bis auf die Spätbronzezeit zurück beantwortet wurde.

Was generell die moderne Beschäftigung mit den Kelten betrifft, so sei hier kritisch angemerkt, daß die Autorin zwar die Vereinnahmung besonders der „geistigen Welt“ von Kelten - und Germanen - durch esoterische, naturbegriffene und rechtsorientierte Kreise anspricht, aber nicht die Frage aufwirft, in wiefern hierbei die heutige Ausrichtung der wissenschaftlichen Forschung dazu beigetragen haben könnte. Man könnte erwägen, ob nicht gerade die Diskreditierung einer Beschäftigung mit immateriellen Kulturphänomenen durch das Übergewicht eines rationalistisch-materiellen Ansatzes nach dem Zweiten Weltkrieg rechten und esoterischen Bewegungen ein Feld überlassen hat, das diese nun als ihr ureigenstes Terrain betrachten und besetzt halten. Allerdings wird betont, daß die Kelten zumindest mit großangelegten Forschungsprojekten bedacht wurden, die in ihren Zielen über eine quantitative Bestandsaufnahme hinausgehen konnten, „ohne daß man Gefahr gelaufen wäre, auf Wege zu geraten, die von der“ - nationalsozialistisch belasteten - „Germanenforschung vermint waren“ (S. 38).

Ihre Darstellung der keltischen Frühzeit, überschrieben „Im Bannkreis des Südens“ (S. 40-206), beginnt die Verfasserin mit einem Überblick über die Wege der Fernbeziehungen, die durch zwei „Achsen“, im Westen die Rhône-Saône-Seine-Passage, die „Zinnstraße“, und im Osten der Weg Alpen-Mährische Pforte-Weichsel, die „Bernsteinstraße“, bestimmt werden. Für die frühen Kelten bedeutend war die Querverbindung durch die „Donaustraße“ als dritte „Achse“. Kupfer und Zinn waren die wichtigsten Güter. Für sie stellte die Heuneburg eine „Drehscheibe“ dar. Auf S. 47 werden noch weitere nennenswerte Waren angeführt. Durch diese Produkte vollzog sich eher eine „Etruskisierung“ von unten als durch seltene, spektakuläre Gastgeschenke der Eliten.

In der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts nahm die im Zentrum des heutigen Frankreich gelegene Siedlung von Bragny ihre Stellung als zweiter „Zentralort“ in diesem Netz ein (S. 49). Von hier aus gingen Tausch und Handel in alle Himmelsrichtungen. Das früher gern vertretene „Fürstensitz“-Modell berücksichtigte diese verkehrspolitischen Dimensionen zu wenig (S. 50). Eine der wichtigsten Zwischenstationen im Zinnhandel für die griechische Kolonie Massalia war der Mont Lassois in Burgund. Der Grabfund von Vix erbrachte Belege für eine kurze Blüte. Um 475 setzte jedoch, ausgehend vom Golf von Lion, der Niedergang dieses Fernhandels ein. Die Etrusker nutzten jetzt die Alpenpässe, um den Zinnhandel unter ihre Kontrolle zu bringen, wobei sie vor allem das Rheintal über die Zentral- und Westalpen im Auge behielten.

Um 500 bildete sich nach dem Vorbild der keltischen Gesellschaft in Südwestdeutschland im Mittelrheingebiet die ältere Hunsrück-Eifel-Kultur aus, die Tessiner Situlen der Golasecca-Kultur importierte. Fibeln des „Westhallstattkreises“ finden sich südlich der Alpen, während aus Etrurien Schnabelkannen eingeführt wurden, die aber nicht mit Weinimport verbunden waren. Vielleicht wurden sie speziell als Exportgüter produziert. Nach 475 werden die bedeutendsten Elitegräber der jüngeren Hunsrück-Eifel-Kultur angelegt. Die mittelhheinische keltische Elite fungierte jetzt als Zwischenhändler für die Bewohner zwischen Aisne und Marne. Mit dem Beginn der „keltischen Wanderungen“ um 400 setzt der „Auflösungsprozeß“ dieser Verbindungen ein.

Den „Westhallstattkreis“ des 8./7. Jahrhunderts sieht die Autorin im Licht eines „neuen Individualismus“ und unterstreicht, daß sie sich durchaus mit der Benennung „Fürsten“ bzw. „Fürstinnen“ für die frühkeltische Elite anfreunden kann. Sie resümiert neue Ansichten zur Struktur der keltischen Führungsschicht, die aus einer gesellschaftlichen Basis kleiner Lokalgemeinschaften, die auf Familien beruhen, hervorging. Einzelne Oberhäupter konnten gesellschaftliche Funktionen übernehmen oder erhalten, die Prestige und Reichtum mit sich brachten. Grundlage für den „Aufstieg“ bildete der innerkeltische Nahhandel. Es gab aber keine quasi-staatliche Zentralgewalt in Form von „Fürstensitzen“. Zusammenfassend läßt sich dieses Modell als Ranggesellschaft mit Häuptlingstum ohne dynastisch legitimierten Herrschaftsanspruch bezeichnen (S. 87). Die Oberhäupter sind durch individuelle Tüchtigkeit in den Besitz der Macht über eine Schlüsselposition im Nahhandel gekommen, die ihnen Zugriff auf Fernhandelssysteme und exotische Prestigegüter erlaubte (S. 88).

Trotz Zerstörung oder Verödung der „Fürstensitze“ wie der Heuneburg um 480 ist es zu keinem Bevölkerungsrückgang gekommen, eher sei mit einer Zunahme zu rechnen. Der Übergang zur Brandgräbersitte kann aufgrund der schlechteren Fundbedingungen lokal eine Bevölkerungsabnahme vortäuschen. Ein tatsächlicher Rückgang läßt sich erst ab dem 4. Jahrhundert in Zusammenhang mit

der „Keltenwanderung“ annehmen. An den Verkehrsachsen vollzieht sich vielmehr die Entstehung neuer bzw. der Ausbau bestehender Siedlungen, wie etwa in Singen am Hohentwiel oder auf dem Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen.

Das Kerngebiet für die Entstehung der keltischen Latènekunst lokalisiert die Autorin in Südwestdeutschland, wofür das Grab vom Kleinaspergle als Beispiel stehen mag. Ihre reichste Ausprägung findet sie jedoch unter der Oberschicht des Mittelrheingebietes. Im Hunsrück entstehen kleinere „Burgen“ als „Herrensitze“. In Oberfranken ist bei der Anlage der „Bergstädte“, wie der Ehrenbürg, der Bezug zu Lagerstätten erkennbar. Der Anschluß an die „Salzstraße“ führte zu ihrer Anregung nach dem „fernen Vorbild“ etruskischer Städte. Die Bezeichnung „Fürstensitz“ für diese Höhengründungen hält die Verfasserin für unzutreffend, da dessen Merkmale, wie Importe und Prunkgräber, nicht an stadtartige Siedlungen gebunden sind. Sie zieht daher die Benennung als „Zentralorte“ vor, wie sie diese S. 105 f. definiert.

Bei den befestigten Höhengründungen mit dieser Funktion zieht S. Rieckhoff Vergleiche zu mittelalterlichen Burgen heran und sieht durchaus Übereinstimmungen, die aber noch mehr als in späteren Zeiten von der Zeichenhaftigkeit des Repräsentationsensembles „Burg und Berg“ lebten. Der Marienberg in Würzburg diente vor allem der Umverteilung von Rohstoffen in einem Umkreis von etwa 100 km. Durch diese Dominanz gelang es den Burgherren, in den Besitz griechischen Trinkgeschirrs zu kommen. Dies jedoch vermutlich auf indirektem Weg, etwa über Fluß-Land-Verbindungen von der Heuneburg zum Marienberg. Der „Untergang“ der ersteren mag zum Bedeutungsverlust des Marienberges beigetragen haben. Anders verhielt es sich beim Schloßberg von Nagold, der in einen noch in römischer Zeit frequentierten Weg integriert war (S. 129).

Das Leben im keltischen Dorf war geprägt von Selbstversorgung und Handel. Außer der Autarkie war immer auch ökonomischer Tausch in kleineren oder größeren Kreisen gegeben. Produkte besonderer individueller Fertigkeiten wurden in kleineren Radien getauscht als höherwertige Produkte aus fremder Herstellung oder Verfügungsgewalt. Einzelne Höfe oder Siedlungen konnten in einem solchen System zentralörtliche Funktionen erlangen. Eine dichtere Vernetzung führte zur Bildung regelrechter „Gewerbesiedlungen“, wie etwa in Singen oder St. Johann-Würtingen auf der Schwäbischen Alb, einem Zentrum der Eisengewinnung aus Bohnerz. Wichtig ist die Feststellung, daß das Eisen eher ein Prestigeobjekt der frühkeltischen Eliten war, das zur Selbstausstattung und - als Roheisen - dem Fernhandel diente, als ein Versorgungsgut für eine breitere Bevölkerungsschicht, wie es ab dem 4. Jahrhundert der Fall sein sollte (S. 154 f.).

Bei der Reise durch die „andere Welt“ der Kelten ist der Hinweis von Bedeutung, daß die hallstädtischen Stelen, wie die von Hirschlanden oder von Glauberg, nicht unbedingt auf den Grabhügeln gestanden haben müssen, sondern durchaus auch in einem Kultbezirk daneben ihren Platz gefunden haben können. Dieser mag der Verehrung des/der als Heros überhöhten Toten gewidmet gewesen sein. Unbeantwortet bleibt jedoch auch in dem vorgestellten Buch die Frage, warum diese Figuren verstümmelt und niedergelegt worden sind. (In beiden oben genannten Fällen sind die Beine unterhalb der Knie abgeschlagen.)

Im Abschnitt über die Spätzeit (S. 207-276) trägt die Autorin auch einer neuen Betrachtungsweise der „Oppidazivilisation“ Rechnung: Die eigentliche Blütezeit der *oppida* setzt eigentlich erst nach dem Gallischen Krieg ein (S. 222). Die Zentralisierung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens in diesen keltischen „Städten“ bot den Römern, so die Ansicht der Autorin, die beste Garantie für eine Kontrolle des Landes. Daher konnten sie kein Interesse an der Zerschlagung dieses Systems haben. Ausschlaggebend für das Überleben waren weniger politische Gründe als die topographische Lage. Wenn sich *oppida* in das römische Verkehrssystem einbinden ließen, entwickelten sie sich zu *vici* oder *municipia*. Doch war das eher selten der Fall, die meisten lagen auf unzugänglichen Höhen und abseits der Verkehrswege. Deshalb verließ man sie freiwillig nach Abzug der römischen Besatzungseinheiten. Händler und Handwerker zogen in die neuen Städte, die Aristokraten auf das flache Land in ihre Gutshöfe, die zum Kern römischer Villen wurden. „Romanisierung“ zeigt sich so weniger als brutale Kolonisation, sondern erweist sich vielmehr als geschickter Integrationsprozeß.

Nach Ansicht des Rezensenten ist diese Interpretation nicht ganz konsequent. Denn wenn die *oppida* für die Römer tatsächlich die beste Garantie für die Kontrolle des Landes geboten hätten, müßte ihnen doch viel mehr am Erhalt dieser angeblichen gesellschaftlichen und ökonomischen Zentren gelegen gewesen sein. Dies war aber, wie die Darlegung zeigt, durchaus nicht der Fall.

Vielmehr scheinen sie, wie die Anwesenheit von stationierten Truppen zeigt, die befestigten *oppida* als potentielle Keime militärischen Widerstandes gesehen zu haben, die als solche unter Kontrolle zu halten waren. So freiwillig mag der Abzug von Händlern, Handwerkern und Aristokraten doch nicht gewesen sein, der dann erfolgte, als die Römer ihr tatsächlich zentralisiertes Verkehrs-, Verwaltungs- und Siedlungsgefüge im besetzten Gebiet etabliert hatten. Und in diesem System wurden die *oppida* dann auch rasch bedeutungslos.

Die rätselhaften „Viereckschanzen“ der keltischen Spätzeit (S. 227-234) werden von S. Rieckhoff gemäß der heute vorherrschenden Lesart als „Herrenhöfe“ des Adels gedeutet, die sich problemlos in ihre Siedlungstypologie eingliedern lassen. Der aristokratische Reichtum beruhte nicht auf Landwirtschaft, sondern auf Verfügungsgewalt über Rohstoffe und die Anbindung an Handelsnetze. Jedoch ruht diese Interpretation der Anlagen, die nur zu einem geringen Teil flächenhaft ausgegraben sind, auf einer ziemlich schwachen Datenbasis. Interessant im Hinblick auf die Entstehung der römischen *villae rusticae* in den gallischen und germanisch-rätischen Provinzen sind jedoch vielleicht die Hinweise auf die Innenbebauung: So mögen die massiven Pfosten der Hauptgebäude auf Zweigeschossigkeit schließen lassen. Überdachte Vorhallen in Bopfingen und Riedlingen erinnern an die Säulenhallen der römischen Villen. Die Nebengebäude sind randständig an die Umwallung gerückt, so daß ein freier Innenhof entsteht. Mehrere Höfe besitzen eindrucksvolle Toranlagen. Hier könnten sich Vergleiche zu den gallo-römischen Großvillen von Perl-Borg, Reinheim oder Echternach anbieten.

Zugleich ist aber das Bebauungsmuster Ausdruck ritualisierter Regeln. Die Gräben der Umfriedung wurden zu Opferplätzen für Vieh, Waffen, Gerät und sogar Menschen, wie etwa in Fellbach-Schmidlen. Vergleiche zu den Opferplätzen in Gournay-sur-Aronde und Ribemont-sur-Ancre in Frankreich drängen sich dabei auf.

Die unbefestigten Talsiedlungen, in Anlehnung an römische Terminologie als *vici* bezeichnet (S. 235), waren, wie die Verfasserin darlegt, komplexe Gemeinwesen, in ihren Funktionen als Produktionsstätten, Umschlagplätzen und Verteilungszentren den *oppida* nicht unähnlich. An erster Stelle stand die Eisengewinnung, der Rohstoff stand allen Schichten der Gemeinschaft fast unbegrenzt zur Verfügung. In dieser Zeit entwickelte sich das Spektrum an Werkzeugen und Geräten, das bis zum industriellen Zeitalter gebräuchlich war.

Die keltische Münzprägung (S. 237) war nicht in den *oppida* zentralisiert, da „Tüpfelplatten“ zur Herstellung der Schrötlinge selbst in Einzelhöfen gefunden wurden. Die Stückelung der Münzen ermöglichte die Geldwirtschaft und trug zum Aufschwung der „Oppidazivilisation“ bei. Über deren Verhältnis zur mittelmeeischen Stadtkultur und ihre wirtschaftliche Strukturen wird nach wie vor rege in der Forschung diskutiert. Zu den Erzeugnissen des Oppidums von Manching zählten mit Sicherheit die berühmten Glasarmringe, deren Herstellungstechnik aber ebenfalls noch nicht restlos geklärt ist. Genauso herrscht Unklarheit darüber, ob Sklaven der „Exportschlager“ des Oppidums gewesen sein können, wie etwa durch Diodorus Siculus nahegelegt wird. Wenn ja, können die Kelten dafür „cash“ (S. 245) verlangt haben, das sie zu ihren Münzen umprägten.

Ihre Definition von Manching als „Stadt“ liefert die Autorin auf den S. 245-247. Auf einen wesentlichen Unterschied zu den mittelmeeischen Städten sei dabei hingewiesen: So besitzt der antike Stadtstaat einen ausgeprägten Territorialbegriff und ein rechtliches Selbstverständnis als Bürgergemeinde. Die Anwendung von *civitas* in den antiken Quellen auch auf keltische Stammesgebiete ist dabei nur in der oberflächlichen Begrifflichkeit zutreffend, nicht aber in der Qualität. Die Bürgerrechte der antiken Stadtstaaten, zu denen auch die *civitas Romana* gehörte, diente nicht zuletzt der überindividuellen Identifikation mit dem Gemeinwesen und stiftete personenunabhängige Loyalität, die in einem Personenverband, wie dem keltischen Stamm, so nicht gegeben war.

Nicht alle *oppida* haben wie Manching stadtartige Strukturen ausgeprägt. Dies ist vielleicht auf ihre funktionale Spezialisierung, wie im Fall von Kelheim, oder auf überdimensionierte „Planung“ zurückzuführen, die eine entsprechende Geschlossenheit des Siedlungsbildes nicht zuließ. Dies könnte beim „Heidengraben“ bei Grabenstetten vorgelegen haben. *Vici* und *oppida* lagen in relativ geringer Entfernung zueinander, wodurch sich die Gliederung des Stammesgebietes in „Gae“ (*pagi*) ausgedrückt haben mag.

Am Beispiel des Martberges über der Mosel wird die spezialisierte architektonische Entwicklung eines keltischen Heiligtums unter römischem Einfluß illustriert. Hölzerne Vorgängerbauten für den

Typ des gallo-römischen „Umgangstempels“ sind jedoch nicht gefunden worden. Spätkeltische Kultgebäude mögen sich von profanen Bauten nicht unterschieden haben. Es gab demnach keine typisierten „Tempel“.

Sicher noch weiter wird auch die Frage nach der Totenbehandlung in der spätkeltischen Zeit zu diskutieren sein. Zu Recht wird die Bedeutung des Rituals, das am Leichnam vollzogen wurde, hervorgehoben, und die des Schädels ergibt sich aus literarischen Quellen und archäologischen Befunden. Aber jeder neue - statistisch signifikante - Fund könnte neue Aufschlüsse ergeben. Denn noch ist nicht klar, warum im einen Fall Schädel - die von Feinden? - verwahrt, im anderen zusammen mit dem Rumpf verbrannt worden sein sollen, vielleicht als Form der „normalen“ Totenbehandlung? Auch scheint es, wenn man an die Kontinuität im Bestattungsbrauch beim Gräberfeld von Wederath denkt, starke regionale Unterschiede gegeben zu haben, so daß sich „globale“ Verallgemeinerungen verbieten. Daß das Ende der spätkeltischen Zivilisation noch mehr offene Fragen als Antworten aufweist, zeigt insbesondere auch der Ausblick des allgemeinen Teils (S. 269-276).

Der gut erschlossene topographische Teil (S. 278-502), der von J. Biel aus den Beiträgen von 47 kompetenten Autoren zusammengestellt wurde, kann hier nicht eingehend besprochen werden. Nützlich sind im allgemeinen Teil die zahlreichen Verweise auf Fundorte im topographischen Abschnitt bzw. auf das Literaturverzeichnis zu den Fundorten, die dort nicht behandelt werden (S. 517-521). Insgesamt zeichnet sich das vorgestellte Buch, besonders im allgemeinen Teil von S. Rieckhoff, durch eine klare, gut verständliche Sprache aus, die archäologisches „Fachchinesisch“ weitgehend vermeidet. Die Verfasserin versteht es dabei, durchaus mit einem Augenzwinkern zu schildern und die Darstellung durch gelegentliche saloppe Formulierungen aufzulockern. Das Buch ist nicht nur als praktisches Nachschlagewerk zum aktuellen Stand der Forschung über die Kelten in Deutschland zu empfehlen, sondern kann über seinen topographischen Teil auch gute Dienste als Reisebegleiter auf den Spuren der keltischen Vergangenheit leisten, der nicht esoterischen „Traumpfad“ folgt, sondern auf der Grundlage wissenschaftlicher Ergebnisse zu spannenden Begegnungen mit einer uns heute fremden Welt anregt. Schmerzlich anzumerken, aber nicht wertmindernd, ist der Mangel einer Gesamtkarte der Fundorte zum topographischen Teil, wie sie die „Kelten in Baden-Württemberg“ im Vor- und Nachsatz aufzuweisen hatten.

Frank Unruh, Trier

Karl Heinz Lenz, Siedlungen der römischen Kaiserzeit auf der Aldenhovener Platte. Mit Beiträgen von Hubert Berke und Bärbel Heußner. Rheinische Ausgrabungen 45 (Rheinland-Verlag Köln 1999). ISBN 3-7927-1772-7. 214 S., 36 Abb., 46 Tab., 197 Taf., 1 Beilage. Gebunden, 75,67 €.

Ausgehend von seiner Magisterarbeit über die Gefäßkeramik im Merzbachtal, das zum Untersuchungsgebiet der vorliegenden Publikation gehört, legt der Verfasser in dieser einen größeren Fund- und Befundbestand der Römischen Kaiserzeit in der etwa 35 km² großen „Kleinlandschaft“ der Aldenhovener Platte vor. In dieser zwischen Aachen und Jülich gelegenen Region, die zum Süden der römischen Provinz Niedergermanien gehörte, wurden 69 Siedlungen entdeckt, die durch Begehungen, Bergungen oder Grabungen untersucht werden konnten. Bei der Untersuchung räumt der Autor den gegebenen archäologischen Quellen bewußt Vorrang ein.

Sein methodischer Hauptansatz beruht demnach auch auf der Erarbeitung einer relativen Chronologie der Gefäßkeramik nach Waren und Gefäßformen sowie einer Kombination beider. Er legt besonderes Augenmerk auf die Vergesellschaftung von Keramik und zieht daher zunächst in der Hauptsache solche aus Gruben, Gräbern und ähnlichen Befunden heran, die als geschlossene Funde auswertbar sind. Frühromische und spätantike Keramik zeigten sich dabei als deutlich unterrepräsentiert. Besonders letztere liegt vorwiegend in Streu- und Oberflächenfunden vor, die - keine „interne“ Chronologie zulassend - nur im Vergleich mit anderen Fundkomplexen datiert werden konnten (S. 14).

Mit der Gefäßkeramik von der Aldenhovener Platte wird erstmals ein Fundkomplex der Römischen Kaiserzeit aus dem ländlichen Siedlungsraum Niedergermaniens vollständig vorgelegt (S.